

Dom St. Petrus Osnabrück, ÖKT, 17.6.2023

Predigt im Gottesdienst mit eucharistischer Gastfreundschaft

von Superintendent Dr. Joachim Jeska

zu Mt 9,36-10,8

Alles beginnt mit akutem Fachkräftemangel, liebe Gemeinde. Der Leiter blickt sich in seinem Arbeitsbereich um und stellt fest: Es ist unfassbar viel zu erledigen, aber wir haben deutlich zu wenig kompetente Leute. Was also tun? Einen Plan zur Anwerbung neuer Mitarbeitender entwickeln – mit dem inner circle vielleicht? Eine Ausschreibung machen? Oder viel direkter vorgehen – ohne langes Überlegen und Planen? Dafür mit einem klaren Ziel vor Augen?

Er entscheidet sich für letzteres: „Jesus rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen die Vollmacht, die unreinen Geister auszutreiben und alle Krankheiten und Leiden zu heilen.“ Nötig ist das, weil er festgestellt hat, dass viele Menschen in Galiläa müde und erschöpft sind wie Schafe, die keinen Hirten haben. Und er selbst ganz offensichtlich auch am Rande seiner Kräfte. Mehr geben kann er in dieser Situation nicht. Da hilft nur, das Team zu erweitern. Wie gut, dass es schon den inner circle gibt, zumindest einen kleinen Stamm. Aber der muss größer werden, und er muss befähigt werden, wichtige Aufgaben zu übernehmen. Also: berufen und befähigen! Das ist überaus weise! Weil man so mehr Menschen erreichen kann mit dem, was einem wichtig ist: predigen, heilen, auferwecken, reinigen, austreiben. Nun aber los, keine Müdigkeit vorschützen!

Aber halt, Jesus schränkt den Auftrag ein. Ist ihm das Arbeitsfeld zu groß für die zwölf Apostel? Will er die Ressourcen schonen? Oder steckt ein religiöser Grund dahinter? Ist er, der Jude Jesus, tatsächlich nur gesandt zu den Mitgliedern seiner eigenen Religion? Als Jude zu Jüdinnen und Juden? Und gilt das dann auch für seine zwölf Apostel? In der Szene der Berufung der Zwölf erfahren wir das nicht, nur wenig später aber wird er selbst sagen: „Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.“ Er versteht seinen Auftrag also exklusiv und deshalb sollen auch die Apostel exklusiv unterwegs sein. Außerdem haben sie damit schon genug zu tun. Er schützt seine Mitarbeitenden vor Überforderung.

Und das, obwohl er mit seiner Herkunft arge Probleme hat. Von der Familie, in der er aufgewachsen ist, wendet er sich schroff ab, indem er darauf verweist, dass diejenigen, die den Willen Gottes tun, seine eigentlichen Verwandten und seine Familie sind. Dazu passt, dass er in seiner Heimatstadt Nazareth scharf angegangen wird. Deswegen handelt er dort kaum und erwidert: „Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seiner Heimat und in seinem Hause.“ Aber trotz dieser Erfahrungen bleibt er dabei, dass sein Auftrag exklusiv ist. Es geht nicht um alle Menschen.

Eine Frau bringt ihn zum Sinneswandel. Leider kennen wir nicht einmal ihren Namen. Sie wird schlicht als kanaanäisch bezeichnet, also eine Frau aus dem ursprünglich dort am östlichen Mittelmeer lebenden Volk – eben keine Jüdin. Sie erwartet, dass Jesus ihrer kranken Tochter hilft; wahrscheinlich hat sie schon viel von ihm gehört. Also stellt sie sich ihm in den Weg und bleibt am Ball. Hartnäckig. Unnachgiebig. Fast möchte man meinen, sie klebe sich an ihm fest. Und Jesus reagiert schroff; so wie man es erwarten kann. Er pocht auf seinen exklusiven Auftrag, will nicht die religiöse Grenze überschreiten.

Und dann geschieht, was niemand erwartet. Die beiden kommen ins Gespräch – um das Essen am Tisch geht es und die Brocken, die runterfallen. Echte Tischgemeinschaft steht auf dem Spiel. Wer gehört dazu, wer nicht? Die Frau öffnet ihm die Augen, ihr Glaube imponiert ihm, und er wendet sich ihr zu. Im selben Moment ist die Tochter geheilt. Aber das größere Wunder ist auf jeden Fall die Öffnung hin zu allen Menschen. Vorbei ist der exklusive Auftrag. Inklusiv denken und handeln ist angesagt. Jesus, das wird hier deutlich, erlebt an sich selbst eine starke Verwandlung. Sein Auftrag wird durch die hartnäckige Frau universalisiert – er ändert sich und entdeckt dabei, wie wichtig es ist, Mauern und alte Regularien einzureißen.

Alle Menschen sollen zu ihm kommen. Ungeteilte Gastfreundschaft. Das wird sogar noch zugespitzt in der großen Rede Jesu vom Weltgericht, in der Jesus als Richter auftritt und die Menschen danach beurteilt, wie sie mit den Fremden umgegangen sind: „Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen.“ Gastfreundschaft in die andere Richtung interpretiert. Oder neu formuliert: Wir laden uns gegenseitig ein und betrachten einander als erwünschte Gäste – inklusiv verstanden.

Christlicher Glaube, liebe Gemeinde, der auf diesen Sinneswandel Jesu rekurriert, ist einladend. Er breitet die Arme aus und wünscht, dass das Haus voll werde. Konsequenterweise finden sich auch in der Geschichte unserer Kirchen immer wieder Zeugnisse jenes inklusiven Verständnisses. Ich greife nur zwei heraus – ein katholisches und ein protestantisches. Das 53. Kapitel der Regel des Heiligen Benedikt aus dem Jahr 540 beginnt so: „Alle Fremden, die kommen, sollen aufgenommen werden wie Christus.“ Und im Anschluss wird die Betreuung der Gäste explizit den Äbten aufgetragen – Chefsache sozusagen.

Als zweites Beispiel wähle ich – sie werden es mir als lutherischem Superintendenten nachsehen – einen Satz aus einer der letzten Vorlesungen Martin Luthers. 1000 Jahre nach der Benediktregel niedergeschrieben: „Gastfreiheit ist an allen Orten, wo Kirche ist.“

Wir laden uns ein, wir kommen ins Gespräch, wir handeln miteinander. Und ja, dazu gehört auch, dass wir miteinander essen. Wir tun das in unseren Wohnungen oder in unseren Gemeindehäusern – bei Hauspartys oder Gemeindefesten. Zu besonderen Gelegenheiten oder einfach, wenn die Nachbarn freitags abends spontan einladen. Und weil

das so selbstverständlich ist, schmerzt viele, dass wir am Tisch des Herrn noch getrennt sind.

Ich gestehe ganz offen, dass der heutige Abend für mich als lutherischen Christen einer der Höhepunkte meiner Jahre im Dienst der Kirche ist. Ich habe bereits einige Male an Eucharistiefiern teilgenommen, aber eben nicht kommuniziert. Und es gab auch schon Gottesdienste, in denen ich die Oblate aus der Hand eines katholischen Kollegen entgegengenommen habe, weil eine besondere Situation gegeben war – große Trauer zum Beispiel. Aber das geschah stets ohne eingeladen worden zu sein; eigentlich nur unter außerordentlichen Bedingungen. Ich bin den Kollegen dankbar, dass sie mir am Tisch des Herrn in diesen Momenten die Hostie nicht verweigert haben.

Umso gewaltiger ist für mich heute der Augenblick, in dem ich zur Eucharistiefier offiziell eingeladen werde. Zum ersten Mal in meinem Leben – als lutherischer Superintendent im katholischen Dom zu Osnabrück. Eucharistische Gastfreundschaft nennen wir das. Ein starkes Zeichen in dieser Zeit. Ein grandioses Symbol der Verbundenheit, wo doch allüberall in unserer Gesellschaft immer neue Gräben aufgeworfen werden und man das Gegeneinander hervorkehrt, nicht aber das Miteinander. Von diesem Abend beim Ökumenischen Kirchentag in Osnabrück wird ein Zeichen weit über unsere Region hinaus ausgehen. In vier Gottesdiensten unserer Stadt praktizieren wir heute nahezu zeitgleich die eucharistische Gastfreundschaft, laden uns gegenseitig zu Abendmahl und Eucharistie ein – in der Bergkirche, in St. Marien und St. Johann. Vier Orte, die ausstrahlen mögen und eine neue Dimension ökumenischer Nähe eröffnen. Wenn wir morgen früh auf dem Marktplatz den Abschlussgottesdienst des Kirchentages miteinander feiern, dann werden von den vier Gottesdiensten heute Abend symbolisch vier Teile mitgebracht und ergeben ein neues Ganzes; zeichenhaft bringen wir die Abendmahls- und Eucharistiefiern in Verbindung. Wir füllen damit eine Leerstelle und machen deutlich: Im Zentrum unseres Glaubens steht Jesus Christus, der selbst sein exklusives Denken durch das mutige Handeln einer Frau überwand und sich allen Menschen zuwendete. Er lädt uns ein und wir gewähren einander sehr gerne Gastfreundschaft.

Amen.